

Aus Freude am Lesen

Aus dem
„Konversationslexikon der Jenseitsmythen“
(hrsg. v. Daniel Tammuz und Prof. Herfried Lorca),
Seite 715-716

Setz, Clemens Johann. (1982-?) Österreichischer Schriftsteller.
Verfasser obskurer Novellen und Romane, die häufig in seiner Geburtsstadt →Graz angesiedelt sind. Wie der Name des Kafka'schen Fabelwesens →*Odradek* stammt der Name Setz aus dem Slawischen, wo er, in verschiedenen Aussprachen und Schreibweisen (Kroatisch: zec, Slowenisch: zajec, Russisch: зайца), immer soviel wie Hase bedeutet, genauer: den großen ungestümen Feldhasen, das alte heidnische Symbol für das Leben und die Fortpflanzung. Sein Buch *Die Frequenzen* (2009) ist insofern von Bedeutung, als es der einzige deutschsprachige Roman ist, der das *Konversationslexikon der Jenseitsmythen* an mehreren Stellen erwähnt (siehe dazu auch: →*Fraktal*,

→ *Modiusschleife*, → *Schlange*, *sich in den eigenen Schwanz beißende*). Das umfangreiche Werk erzählt in zwei (manchmal auch mehr) parallelen Erzählsträngen von zwei Männern, Alexander und Walter, deren Beziehung sich dem Leser erst nach und nach eröffnet. Der Roman ist ein einziges, großes Liebesgeständnis an das nichtlineare Wesen der Zeit. Viele Leser haben sich nachweislich mit dem Basteln bunter Ereignis-Mobiles geholfen, um einen besseren Überblick über die handelnden Figuren zu bekommen.

Die Hauptfiguren sind: **Alexander Kerfuchs**: Hauptfigur, Synästhet, fantasiebegabter Sonderling. Als Kind wird er zusammen mit seiner Mutter von seinem Vater in einer unwirklichen Winterlandschaft zurückgelassen. **Lydia**: Alexanders Freundin seit seiner Jugend, verinnerlichend und treu, fürsorglich und Besitz ergreifend. **Valerie**: Psychotherapeutin, die Alexander über seine Arbeit in einem Altersheim kennen lernt, Geliebte von Alexander, droht, Lydia als seine Freundin zu verdrängen. Arbeitgeberin von Walter. Aus Mitleid hat sie ihn bei sich angestellt. In Gesprächsgruppen soll er verschiedene Patientenrollen spielen. Wird eines Tages mit einem Metallstab

Dies ist die Geschichte von Walter, dem Sohn eines Architekten mit Einfluss. Er will Schauspieler werden – oder ist es nur sein Vater, der will, dass er Schauspieler wird? Walter bekommt seine Chance, als ihn Valerie, eine Psychotherapeutin, die bessere Tage gesehen hat, engagiert, um in Gruppensitzungen fiktive Patientenrollen zu spielen. Doch er geht zu sehr in seiner Rolle auf. Und da gibt es noch Alexander. Er ist Altenpfleger, ein junger Mann mit ausufernder Phantasie, die sich im Schatten einer einsamen Kindheit entwickelt hat. Alexander kündigt seinen Job, und er will seine Freundin loswerden, um mit Valerie zusammenzuleben ...

CLEMENS J. SETZ wurde 1982 in Graz geboren. An der dortigen Universität studierte er Mathematik und Germanistik. Er ist Obertonsänger, Übersetzer und Gründungsmitglied der Literaturgruppe Plattform. Sein Romandebüt »Söhne und Planeten« war für den aspekte-Literaturpreis nominiert. 2008 wurde er beim Bachmann-Wettbewerb mit dem Ernst-Willner-Preis ausgezeichnet. Sein zweiter Roman »Die Frequenzen« stand auf der Shortlist für den Deutschen Buchpreis. 2011 erhielt er für seinen Erzählband »Die Liebe zur Zeit des Mahlstädter Kindes« den Preis der Leipziger Buchmesse.

CLEMENS J. SETZ BEI BTB
Söhne und Planeten. Roman (73902)

Clemens J. Setz

Die Frequenzen

Roman

btb



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2011,
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © der Originalausgabe 2009 by Residenz Verlag im
Niederösterreichischen Pressehaus Druck- und Verlagsgesellschaft
mbH St. Pölten – Salzburg

Umschlaggestaltung: semper smile, München, nach dem Original-
umschlag von Ramona Scheiblauer

Umschlagfoto © plainpicture/LP

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

UB · Herstellung:BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74111-3

www.btb-verlag.de

Besuchen Sie unseren LiteraturBlog: www.transatlantik.de!

für Julia

Erster Teil: Menschen im Spiegel

He was sometimes sceptical about technology, which contributed to making his own mechanical inventions primitive and full of human, plant, and animal parts. While most machines work to make difficult tasks simple, his inventions made simple tasks amazingly complex. Dozens of arms, wheels, gears, handles, cups, and rods were put in motion by balls, canary cages, pails, boots, bathtubs, paddles, and live animals for simple tasks like squeezing an orange for juice or closing a window in case it should start to rain before one gets home.

www.rubegoldberg.com

Alles Beständige büßt seine Eindruckskraft ein. Alles, was die Wände unseres Lebens bildet, sozusagen die Kulisse unseres Bewusstseins, verliert die Fähigkeit, in diesem Bewusstsein eine Rolle zu spielen. Ein lästiges dauerndes Geräusch hören wir nach einigen Stunden nicht mehr.

Robert Musil

Die Zugfahrt

Gerade als er eine passende Formulierung für seine Begrüßung gefunden hatte, wurde der junge Mann am Zugfenster von einem Tunnel überrascht, dessen unvermittelt einsetzende Finsternis ihm wie zur Verhöhnung sein bleiches Gesicht in der zitternden Fensterscheibe vorhielt. Sein Gesichtsausdruck, der halb offen stehende Mund und die quecksilbrig über sein Spiegelbild wandernden Regentropfen gaben ihm für einen Augenblick das Gefühl, in eine Falle getappt zu sein.

Er schüttelte den Kopf über seine Schreckhaftigkeit, griff in die Mantelinnentasche und berührte die kleine, scharfkantige Fahrkarte, nur um sich zu versichern, dass alles in Ordnung war. Dabei streifte er an sein Hemd. Es war schweißnass.

Nach kurzer Zeit tauchte der Zug wieder aus dem Tunnel zurück ins trübe Tageslicht. Der grau gefleckte Oktoberhimmel hing immer noch schwermütig und tief über der Landschaft. Wenn man lange genug schaute, wirkte er sogar ein wenig durchhängend, als befände man sich unter einer Matratze in einer riesigen Schlafkoje.

Der junge Mann stellte verärgert fest, dass er seine Begrüßung wieder vergessen hatte, und versuchte sich zu erinnern, aber das Einzige, was ihm in den Sinn kam, war die verschwommene Endlosschleife der vorübersausenden Vegetation am Rand der Bahnstrecke, kurz vor der Einfahrt in den Tunnel, als er aus dem Fenster gestarrt hatte. Während er nachdachte, legte sich ein Knöchel seiner linken Hand auf seine Oberlippe und wanderte langsam Richtung Nasenspitze. Als die Hand dort angekommen war, sprang ein Funke über, und ihm wurde klar, dass

alle Anstrengungen zwecklos waren, die Formulierung war verschwunden, für alle Zeiten verloren.

Er fuhr sich mit der Hand durchs Haar.

Er stand auf, um sich ein wenig zu bewegen. In diesem Moment neigte sich der Zug etwas zur Seite, eine scheinbar unendliche Kurve, und der junge Mann musste ein paar Schritte in Richtung Abteiltür machen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren.

Seine Blase machte sich bemerkbar. Er taumelte durch den schwankenden Gang, seine Hand berührte die eiskalte Fensterscheibe. In den Abteilen, an denen er vorbeikam, saßen Menschen auf Standby-Betrieb. Die Toilette war ein winziger, lichtarmer Raum, eine mittelalterliche Bülberzelle. Als er sich umdrehte, um die Tür hinter sich zu schließen, streiften seine Mantelschöße die metallfarbene Kloschüssel, die mehr an einen umgedrehten Stahlhelm erinnerte. Trotz der Enge zog er den Mantel aus und warf ihn sich, nach Art eines Flagellanten, über die Schulter. Der Lärm in der Kabine war unerträglich. Über die trüben Milchglasscheiben wanderten schwarze Attrappen von Regentropfen.

Walter hatte große Mühe, seinen Urinstrahl zu kontrollieren. Mehrere Male traf er neben die Kloschüssel, auf den Boden und die Wand, auf der zwei kleine Rinnsale abwärts wanderten.

Als er fertig war, betätigte er die Spülung. Einige Sekunden lang geschah nichts, dann öffnete sich in der Schüssel ein brüllendes, dreckverkrustetes Loch und gab einen kurzen Blick auf die unter dem Zug dunkel dahinflimmernden Schwellen frei; zumindest kam es Walter so vor. Genau hatte er nicht hingesehen.

Sich das Hemd wieder in die Hose steckend, schwankte er zurück zu seinem Abteil.

Durch die Fenster am Gang konnte er sehen, dass sich draußen eine Vorstadt zu bilden begann. Häuser mit tief in die Stirn gezogenen Dächern duckten sich hinter Hecken und dichte Baumreihen. Zäune plapperten vorbei. Ein einzelnes Auto mit einem großen, schwarzen Skisarg auf dem Dach stand hinter einem Bahnschranken und winkte dem vorbeidonnernden Zug mit seinen Scheibenwischern hinterher. Ein Autofriedhof schob sich ins Bild und bot dem Blick des Reisenden einen Haufen kaputter Autos auf einer silbernen Plattform dar, von denen manche durch den Schleier des Regens aussahen wie schlampig aus der Verpackung gewickelte, halb geschmolzene Pralinen.

Dann kamen die ersten Menschen, gebeugte Gestalten unter Regenschirmen, mit Einkaufstaschen und Kindern an der Hand. Die Stadt begann und der Zug wurde langsamer.

Walter ließ die Tür des Abteils gleich offen stehen, zog sich seinen Mantel wieder an, weckte seinen alten Reisekoffer und zerrte ihn vom Gepäckfach herunter, dann reihte er sich in die Schlange ein, die sich in dem engen Zugkorridor gebildet hatte. Er blickte durch das Fenster auf den Bahnsteig, ob vielleicht jemand gekommen war, um ihn abzuholen, aber er konnte nichts erkennen; nur eine alte Frau, die eine rote Gießkanne trug und offenbar Blumen verkaufte.

Man hatte ihm ausdrücklich gesagt: *Warte auf dem Bahnsteig*. Und um sich zu vergewissern, holte er aus der anderen Mantelinnentasche den Zettel hervor, auf dem er das E-Mail ausgedruckt hatte, und las die betreffende Stelle dreimal hintereinander. *Lieber Walter! Dass du schon morgen kommst, ist für uns nicht* – Zeilenumbruch. Auf dem nächsten Wort saß sein Daumen, der Nagel abgekaut bis aufs Fleisch.

Zumindest hab ich nichts falsch gemacht, dachte er.

Er stieg die Metallstufen hinunter auf den Bahnsteig. Auf festem Boden fühlte er sich sofort ein wenig sicherer. Als er merkte, dass er im Weg stand – entsetzlich hektische Menschen, die ihren Zug erwischen mussten, der schon wieder im Begriff war weiterzufahren –, ging er zu einer der Bänke auf dem Bahnsteig und ließ sich nieder. Sein Koffer lehnte sich an sein linkes Bein.

Nein, es war niemand gekommen. Die Frau mit der Gießkanne hielt ihre Hand auf und ein junger Mann zählte Münzen hinein. Eine der langstieligen Blumen, die in der Gießkanne steckten, hatte einen großen, feucht und schwer herabhängenden Kopf mit einer weit aufklaffenden Blüte. Sie sah aus wie eine gährende Schlange.

Walter wandte den Blick den Menschen zu, die mit seinem Zug weiterfahren würden, vermutlich die ganze Nacht, in weit entfernte Städte. Der Zug ließ sich noch etwas Zeit zum Verschnaufen, sein großes schwarzes Haupt in der Tränke am Ende des Bahnsteigs. Walters Blick glitt über die Menschen hin, die meisten waren nicht besonders interessant, bis er ein Pärchen entdeckte, das gerade Abschied voneinander nahm. Die Frau stand hinter dem Fenster im Zugabteil und der Mann an der schmutzig-gelben Begrenzungslinie am Bahnsteig. Die Leute mussten ihm ausweichen, mit ihren Koffern und Kindern und allem, was man sonst noch im Leben hinter sich herziehen musste. Doch das Paar bekam vom regen Verkehr ringsum nur wenig mit, beide sprachen miteinander in ihre Mobiltelefone. Der Anblick erinnerte ein wenig an Gefängnisbesuche aus amerikanischen Filmen. Und dann kam unvermittelt der Moment, da sie beide auflegen mussten, aus irgendeinem Grund, und die Frau begann ihr Gepäck im Abteil zu verstauen. Sie sah nicht

mehr aus dem Fenster, eine Strähne fiel ihr ins Gesicht und sie wischte sie weg, und ihre Reise und ihr Fortsein begannen in diesem Augenblick vor den Augen des Mannes, der weiter in das Abteil starrte wie ein Fensterputzer in ein Büro voller rätselhafter Vorgänge. Schließlich hielt er es nicht mehr aus und klopfte an die Scheibe.

Walter musste lächeln.

Und da war sie wieder, das bekannte, vertraute Gesicht. Die Frau im Abteil sah zu dem Mann nach draußen und winkte, als wollte sie sagen: *Ja, ich seh dich schon*. Eine blecherne Lautsprecherdurchsage verkündete das Urteil. In diesem Moment setzte sich der Zug in Bewegung, schwerfällig, schleppend, wie ein Trauerkondukt.

Walter erhob sich und trottete davon.

Er trat aus dem Bahnhofsgebäude, hinein in den Nieselregen. Er umrundete ein paar merkwürdig geformte Mülltonnen im Eingangsbereich. Auch hier war niemand zu sehen.

Im Schutz eines schmalen Vordachs ging er um die Ecke. Über die Windschutzscheiben der Autos lief Wasser. Neben dem Bahnhof war ein kleines Kino, kein heruntergekommenes Pornokino wie in der Stadt, aus der er gerade gekommen war, mit sirenenhaft quietschenden Eingangs-türen und wundgescheuerten Wänden, sondern eines, das sich auf Filmklassiker spezialisiert hatte. Überall hingen abgerissene Kinoplakate, die stellenweise mit der Mauer verschmolzen waren. *Vertigo. Metropolis*.

Walter hatte den Eindruck, dass ihm jemand folgte. Als er sich umblickte, bemerkte er Tropfen auf seiner Schulter. Seine rechte Wange fühlte sich merkwürdig an, als befände sich der eigentliche Blickwinkel seiner Augen dort.

Er stolperte.

Als er sich bückte, um zu sehen, was da im Weg ge-

legen war, sah er nichts, nur den regennassen Asphalt. Walter suchte sein Handy in der Manteltasche. Seine Finger streiften das Ticket. *Einfach*, nicht *hin und zurück*. Er würde eine Weile hier bleiben.

Er wog das kleine Telefon in seiner Hand. Er überlegte, ob es sich lohnte, jemanden von seiner Familie anzurufen. Aber seit er die sonderbare SMS-Nachricht bekommen hatte, machte ihm das Handy Angst, und er hätte es am liebsten auf dem Asphalt zertrümmert. *Das ist das Ende*, stand in der anonymen Nachricht, die irgendwo im Nervensystem des kleinen Apparats gespeichert war.

Walter war sehr schnell abgereist, um nicht schuld zu sein – woran auch immer. Egal, worum es ging, er war unschuldig und das würde so bleiben.

Das Ende

Es ist gut, dass das Ende endlich da ist. Schon viel zu lange ist es aufgeschoben worden. Gut, dass es jetzt bald soweit sein wird, dank Valerie, die ich vor kurzem mit einer derartigen Wucht kennen gelernt habe, dass mir davon immer noch die Ohren glühen, dank meines auf exakt zwei Jahre befristeten Dienstvertrages und dank der trägen Überzeugungskraft des Sommers, die selbst den Verstand des größten Feiglings zur Vollendung hindrängt. Die Entscheidung ist gefallen.

In den gepflasterten Hof fällt jetzt täglich mehr Sonne, überall riecht es nach Seifenblasenlauge und nach etwas, das an das blähheiße Plastikinnenleben von Staubsaugern erinnert und, dazu passend, nach herumfliegendem Staub, der mehr wird und munter aufwirbelt, wenn man sich ihm nähert, weil es gar kein Staub ist, sondern ein Schwarm winziger Mücken, die sich in die schattige Hauseinfahrt verirrt haben. Und alle Oberflächen, besonders metallene und solche unter einer frischen Lackschicht, vibrieren und zittern wie Wüstensand, wenn man sie lange und gedankenschwer betrachtet. Die Balkone in der Nachbarschaft haben alle ein wenig zugenommen, man stellt jetzt massive Schirme auf und weiß flimmernde Liegestühle; Blumenkästen an den Geländern, und das eine oder andere Windrad erscheint über Nacht, dreht sich ein wenig, weil es das am besten kann, und verschmilzt mit dem Hintergrund.

Teppichfrauen aus einem anderen Jahrhundert lehnen sich aus den Fenstern und peitschen ihre Bettvorleger aus. Das Geräusch, das dabei entsteht, ist selbst bei geöffneten Fenstern nicht unangenehm. Es hallt weit über den Hof

und erinnert dabei ein wenig an das befreiende Knacken, wenn der Druckausgleich ein beunruhigendes Summen in den Ohren endlich zum Verstummen bringt. Es ist ein milder, weicher Lärm, der höchstens ein paar nervöse Nachtvögel aus einer hohen, etwas zittrigen Baumkrone aufschreckt, ehe sie wieder auf ihre Plätze zurückkehren: eine sich öffnende und schließende Faust.

Störend ist nur der Lärm der vielen Überschallflugzeuge, die mehrmals am Tag über die Häuser hinweg fliegen, seit der Himmel wieder aufgetaut ist. Ein anschwellendes, nacktes Fauchen, die grelle Perversion einer Espressomaschine, das an dem Punkt, da es seinen Höhepunkt erreicht, sich noch ein weiteres Mal überschlägt.

Der Sommer ist eine erstaunliche Zeit. Du stellst dich auf deinem Fahrrad auf, als wäre es der Bug der Titanic, du atmest eine Spinne ein, die sich unwissend von einem tief hängenden Ast abgeseilt hat, du hustest und wühlst mit deinen Fingern in deinem Mund, und die Finger kehren feucht zurück und glänzen in der Sonne. Vor ein paar Tagen bin ich einfach drauflosgefahren, um die ungewöhnlichsten Dinge zu entdecken. Einen Fahrradfriedhof mitten auf einem verlassenen Feld. Ein ausgestorbenes Landgasthaus, aus dessen Schornstein ein Paar Skier ragten. Eine Vogelscheuche in der Haltung eines Gekreuzigten. Das Rad steuerte von selbst durch die Landschaft mit ihren üppigen Wolkengebirgen, in der Ferne Siedlungen, Berghänge, dick bestrichen mit einer Schicht blühender Bäume. In der Ferne rauschte ein flimmernder Streifen Autobahn. Und über der ganzen Szenerie kreiste ein kleines, graues Zeppelinjunges auf der Suche nach seiner Herde.

Vor lauter Aufregung über das nahe Ende bleibe ich ganze Nächte lang wach und verwandle mich, so wie an-

dere Leute sich bei Einbruch der Dunkelheit in Superhelden verwandeln oder in Serienmörder, in den Mann am Fenster.

Es gibt eine Reihe von Spielen, die man nachts an seinem Fenster spielen kann. Sterne zählen. Mit dem Laserpointer Nachbarhäuser abfahren und mit dem kleinen Leuchtpunkt obszöne Nachrichten buchstabieren. Mit Ferngläsern anderen Leuten beim Leben zusehen. Sie zeigen sich gern am Fenster, sehen oft hinaus, in den Mond oder in den Nachthimmel, es liegt in ihrer Natur. Wenn sie bemerken, dass man sie beobachtet, machen sie kleine Verrenkungen, flüchten und erscheinen an einem anderen Fenster der Wohnung wieder, meist dem linken, von mir aus betrachtet, was auf einen instinktiven Fluchtreflex nach rechts schließen lässt, die Richtung der Hauptorientierung bei Rechtshändern, von wo sie dann ungläubig hrüberstarren. Manchmal lassen sie die Jalousien hinunter und es ist plötzlich völlig still. Manchmal aber bleiben sie stehen, in der Dunkelheit, sich unsichtbar wähnend, und sehen herüber, neugierig und vielleicht ein wenig sehnsüchtig zu erfahren, wer sie da beobachtet.

Bei Menschen, die abends unten auf der Straße gehen, ist es einfacher. Sie bemerken nicht, dass sie beobachtet werden, und man kann sie wie auf Kommando dazu bringen stehen zu bleiben.

Da ist eine Frau, die schwere Einkaufstaschen trägt. Da sind zwei Jugendliche, die ineinander schwanken, weil sie betrunken sind. Da ist ein alter Mann, der mit seinem Stock den Asphalt stempelt. Und da ist ein schwarzer Hund, der einsam durch die Gegend streunt. Niemand scheint sich um ihn zu kümmern.

Der Trick ist ganz einfach. Man hebt eine Hand, als wollte man ungläubig die Fensterscheibe berühren oder

den Menschen auf der Straße einen Segensgruß spenden. Man sucht sich einen unter ihnen aus. Der alte Mann mit dem Stock. Man konzentriert sich auf seinen Nacken. Bekanntlich ist der Nacken der empfindlichste Teil des Körpers, die Haut im Nacken spürt sogar die Stimmung dessen, der einen von hinten anstarrt. Man zählt im Geiste von fünf rückwärts bis null. Bei null ballt man die Hand zu einer Faust und schickt ihm das Kommando BLEIB STEHEN, so entschlossen wie möglich. Man muss es ihm regelrecht in den Nacken hämmern.

Es funktioniert nicht immer. Von zwanzig Versuchen gelingt vielleicht einer. Diesmal bleibt der alte Mann nur kurz stehen, um seinen Schirm, der gerade noch ein Stock gewesen ist, auszuschütteln, und geht dann wieder weiter. Er hat andere Dinge zu tun als auf die Empfindungen in seinem Nacken zu hören.

Der Hund ist längst außer Sichtweite.

Es ist jetzt so hell, dass man bis zum Einkaufszentrum sehen kann. Der alte Mann wandert langsam daran vorbei.

Auftritt eines Obdachlosen, man erkennt es von weitem an den vier Lagen Kleidung, die er übereinander trägt. Er kratzt sich am Hals, sieht nach links und rechts, ob ihm jemand zusieht (aber ja), dann zieht er sich die Hose herunter und hockt sich auf das kleine Spielzeug-Raumschiff, in dem man für einen Euro sein Kind durchschaukeln lassen kann.

Seit wenigen Stunden ist es Montag, der letzte Tag der Woche. Meine Woche begann bisher immer mit dem Dienstag. Der Dienstag ist ein alter Mann mit Blumen am Hut, sehr gelb im Gesicht, und seine Augen sind fast nur Zwinkern. Das Gelb erinnert an die Farbe von giftigem Weizen, eine albtraumhafte Schattierung von dunklem

Gold. Der Mittwoch hat die seltsamste Farbe, wahrscheinlich, weil er als einziger Tag der Woche nicht auf die helle Silbe *-tag* endet. Er ist gesprenkelt, ein wenig wie ein Wollknäuel aus verschiedenfarbigen Fäden. Der Donnerstag ist majestätisch und rein, seine Farbe ist ein helles Silber, das irgendwie mit dem Tastgefühl der Fingerspitzen verwandt ist. Der Freitag ist entschieden grün, aber sonst fehlt es ihm an Charakter, er ist das fünfte Rad am Wagen, er übertritt gewissermaßen eine Symmetrie. Der Samstag ist dunkel, fast braun, manchmal auch schwarz, aber es ist ein schönes Schwarz, die Farbe eines Wundschorfs, kurz bevor er sich löst und neu gewachsene rosa Haut freigibt. Der Sonntag schließlich ist dunkelblau, aber trotzdem hat er etwas von einem Stück Schokolade, in das man beißen möchte. Der Montag kommt in meiner Aufzählung deshalb als letzter, weil er der hässlichste Tag der Woche ist und den ersten Platz nicht verdient hat, er ist rot und nackt, wie ein Stück Fleisch.

Das ist die Woche des Synästheten Alexander Kerfuchs.

Die letzten zwei Wochen im Altersheim werden noch so verlaufen, mit den heillosen Überforderungen des Montagmorgens und den verklingenden Stressakkorden des Freitagnachmittags. *Der Kaffee ist zu kalt, wollen Sie mich vergiften? Mir ist da ein Malheur passiert, schon wieder. Ich muss einen Brief schreiben, helfen Sie mir. Und die gute alte Zeit ist auch nicht mehr das, was sie einmal war. Alles geht den Bach runter, allen voran der Bach selbst.* Noch zwei Wochen Pflegedienst, aufräumen, putzen, Betten beziehen, Unterhaltungen austeilen, Kaffee servieren, unter den Heizkörper gepurzelte Schachfiguren aufsammeln. In meinem Kalender häufen sich kleine Smileygesichter, die die überstandenen Tage markieren. Für den Samstag am

Ende der Zeit habe ich einen glücklichen, breit grinsenden Vogel mit Fliegerhelm gezeichnet.

Ich habe den Heimbewohnern versprechen müssen, ihnen meine Telefonnummer zu hinterlassen. Es ruft sie ja sonst niemand an. Die meisten verstehen überhaupt nicht, was das kleine Ding in ihrer Hand soll, was *Ringtones* sind und warum es nicht zu klingeln aufhört, wenn man es sich ans Ohr hält.

Also spielen wir ein wenig damit, um es kennen zu lernen.

– Hier ist der Ausschaltknopf.

Frau Gotthard antwortet:

– Ja.

– Und das ist gleichzeitig der Ausschaltknopf, sage ich. Sie bemerkt es sogar noch vor mir. Sie beginnt zu grinsen.

– Ah, jetzt habe ich Unsinn geredet, haben Sie gehört? Zweimal Ausschalt...

Ihr Kopfbzittern nickt.

– Gleichzeitig der Einschaltknopf, wollte ich sagen. Probieren Sie mal.

Sie blickt eine Weile auf das Telefon in ihrer Hand, dann hebt sie den Kopf und stellt eine sehr ernste Frage, auf die es keine Antwort gibt:

– Wohin ist sie gegangen?

– Wer?

– Sie war eben noch hier.

Der Dämmer, in dem sie kurz darauf versinkt, ist so tief, dass es davon im Zimmer kälter wird.



Mit weißem Klebeband habe ich auf meinem Schlafzimmerboden den Umriss einer Tatort-Leiche gebastelt. Als Lydia die Figur zum ersten Mal sah, sagte sie, nun wisse sie endlich, warum sie ausgezogen sei. Und womit ich ihre Abwesenheit ausfülle.

– Du betrügst mich mit einem Beweisstück, sagte sie kichernd, kniete sich hin und zupfte am losen Ende eines Klebestreifens herum.

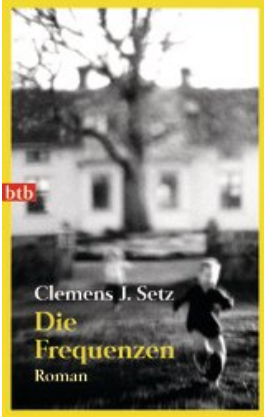
Mit ihren eckigen Proportionen und der Ökonomie ihrer Bestandteile (siebzehn Streifen) erinnert die Figur ein wenig an ein Ampelmännchen. Da der eine Arm schräg vom Körper absteht, als strecke sie sich nach etwas schwer zu Erhaschendem, schläft meine Hand oft schon nach kurzer Zeit ein, wenn ich mich in den Umriss lege.

Ich liege auf dem Rücken und starre nach oben. Da ich gerade noch in die Sonne geschaut habe, wandern große rote Flecken über die Decke, wie die Wachsklumpen in einer Lavalampe. Es ist so unbequem hier auf dem Schlafzimmerboden, dass ich schon nach ein paar Minuten einschlafe.

Ich begegne sonderbaren Frauen, die ihre kaputten Lampenschirme durch Schneekugeln ersetzen, die sie in einem Steinbruch abbauen. Mit den Schneekugeln statt der Glühbirnen verringert sich die Zimmertemperatur um ganze zehn Grad.

Als ich erwache, stelle ich überrascht einen neuen Rekord fest. Fünf Stunden am Stück. Draußen ist es schon dunkel. Dann höre ich das Geräusch zum ersten Mal. Ein Poltern, als würde irgendwo ein Sack Kartoffeln über einer Treppe ausgeschüttet, dann ein lauter Knall. Wenig später wiederholt sich das Geräusch, dann wieder und wieder.

Ich bleibe liegen. Eine Sirene ertönt – eines jener Si-



Clemens J. Setz

Die Frequenzen

Roman

Taschenbuch, Broschur, 720 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74111-3

btb

Erscheinungstermin: Juni 2011

Das Leben als Kettenreaktion - ein Buch über Liebe, Wahnsinn und Ohrgeräusche

Dies ist die Geschichte von Walter, dem Sohn eines Architekten mit Einfluss. Er will Schauspieler werden – oder ist es nur sein Vater, der will, dass er Schauspieler wird? Walter bekommt seine Chance, als ihn Valerie, eine Psychotherapeutin, die bessere Tage gesehen hat, engagiert, um in Gruppensitzungen fiktive Patientenrollen zu spielen. Doch er geht zu sehr in seiner Rolle auf. Und da gibt es noch Alexander. Er ist Altenpfleger, ein junger Mann mit ausufernder Phantasie, die sich im Schatten einer einsamen Kindheit entwickelt hat. Alexander kündigt seinen Job, und er will seine Freundin loswerden, um mit Valerie zusammenzuleben ...